

Die Zeitungszeit

Nr. 9

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Der Weibermann.

Roman von Maria Schlumpf.

Die Hochzeit Paulis und der Walzerin Justina war mit großem Aufwande drüben im Städtchen gefeiert worden. Wolfgang hatte ihr beigewohnt, während die Mutter sich's erbeten hatte, wegbleiben zu dürfen. Ihr war eine Zehen vor den vornehmen, reichen Verwandten inne. Einmal war sie mit Wolfgang, einer Einladung folgend, hinüber nach der Walzermühle gefahren -- just als der Walzermüller mit seiner Tochter von einem Ausflug heimkehrte.

Das junge, schwächliche, ganz in Fels gehüllte Mädchen eilte auf Frau Amalia zu, wissend, daß es die Mutter ihres Verlobten war, und grüßte sie aufs herzlichste. Auch Frau Amalia fühlte sich zu dem sanften Mädchen hingezogen; aus jedem Worte, das dieses sprach, aus jedem Blicke, aus seinem ganzen Wesen leuchtete die Liebe zu ihrem Paul. Weniger sagte der einfache Frau der stolze Walzermüller zu. Sie hatte wohl den geringschätzigen Blick bemerkt, mit dem er ihre altmodische Doggenmühlens-Chaise mit dem schwerfälligen Braumen davor streifte; sie nahm sich auch freilich neben der mit zwei feurigen Rappen bespannten Kalesche, der er gemächlich entfliegen, äußerst bescheiden, fast ärmlich aus. Mit gömmerhafter Herablassung führte er dann die Gäste im ausgedehnten Mühlenwert herum. „Das ist halt anders als drüben in der Doggenmühle, nicht wahr?“ pflegte er die Miße der Bewunderung zu begleiten, die ab und zu aus Frau Amalias Lippen drangen. Und erst der vornehme Haushalt! Mit Unbehagen dachte die Doggenmüllerin an einen etwaigen Gegenbesuch. Und ob ihr Pauli in solchen Verhältnissen heimisch wurde? Wie er überhaupt zu solch einer glänzenden Partie gekommen? Er war eben doch ein Glücksmensch, mußte mit einem Glückshäubchen zur

Welt gekommen sein. So ging es der Frau durch den Sinn. Sie ahmte erst nieder leicht und frei, als sie an Wolfgangs Seite in ihrer alten Chaise heimwärts fuhr.

„Gelt, Mutter?“ sagte Wolfgang. „Wir bleiben doch lieber auf der Doggenmühle?“ „Ja, Du hast recht,“ erwiderte sie. „Wir zwei paß nicht zu diesen Leuten. Dem Pauli gönne ich das Glück, aber ich bin doch hundertmal lieber bei Dir.“

Paulis Wegzug hatte eine beträchtliche Veränderung auf der Doggenmühle zur Folge. Der Mühlenbetrieb und die damit verbundene Bäckerei mußten eingestellt werden, da die Anstellung vieler

Dienstboten kostspielig war. Wolfgang hatte zwar noch eine Weile an den Fortbetrieb gedacht; die Mutter jedoch hatte ihm gründlich davon abgeraten. Vielleicht bestimmte sie hier zu auch nicht zuletzt die sich ihr mehr und mehr aufdrängende Erkenntnis, wie wenig ihre Schwiegertochter Kessi einem größeren Hauswesen vorzustehen vermochte. Wolfgang verhandelte daher mit dem Gutsbesitzer. Entweder mußte der Pachtzins herabgesetzt werden oder auch Wolfgang mußte austreten. Herr Vogt jedoch mußte ein drittes: Er trug Wolfgang das Gut zum Kaufe an. Besitzer dieses Hofes! Mann hatte er das je zu hoffen gewagt. Sein eigen würden sie sein, die breiten Doggenfelder, die Wiesen, die Bäume, die Gehäulichkeiten alles! Herr Vogt stellte annehmbare Bedingungen. Es waren nicht sofortige Anzahlungen zu leisten. Wolfgang mußte sich bloß verpflichten, alljährlich außer den fälligen Zinsen einen gewissen Betrag der Kaufsumme zu erlegen. Als Garantie sollte eine Vieh- und Inventarveranschlagung dienen. Die Mutter warnte ihren Sohn zwar: „Bedenk auch den hohen Preis!“



Türkischer Kawaffe.

So teuer ist ja kein einziger Hof im Meviers! Andere Bauern haben Mühe und Not, außer den großen Unkosten, die so ein Betrieb mit sich bringt nur den Zins für die Kapitalien aufzubringen. Und Du denkst, solch eine Summe zu verzinsen und dazu noch abzuzahlen! Wie soll das zugehen?"

Allein Wolfgang wusste die Bekümmerte zu beruhigen. „Seid ohne Sorge, Mutter," sagte er. „Ich komme nicht ins Blaue hinein. Ich hab alles wohl ermogen — die Ausgaben eher zu hoch als zu niedrig berechnet und zähle nur auf unbedingt sichere Einnahmen. Wir werden ja sparen und tüchtig die Hände brauchen müssen; allein es läßt sich machen; ich werde den Ertrag der Wiesen auf das Doppelte zu steigern wissen, und was das Vieh betrifft, so soll der Doggenmühlstall ein Musterstall werden. Durch den Wegfall der Mülerei fallen auch lästige Ausgaben dahin, die nicht im richtigen Verhältnis zu dem geringen Nutzen standen, den sie brachten. Fürder kann ich mich auch ausschließlich der Landwirtschaft widmen, und wie mich das freut! Ich spüre Kraft genug in mir, der Aufgabe zu genügen."

Und die Mutter gab sich zufrieden. Es war ja wahr, Wolfgang war ein Bauer, wie es einen zweiten so leicht nicht gab. Alles gedieh unter seiner fleißigen, geschickten Hand. Und daß der Herr Vogt ein so großes Vertrauen in Wolfgang setzte, das fiel doch auch ins Gewicht. Und dann zuletzt — wenn alle Stricke reißen sollten — war noch der Bank da, der reiche, vermögende Bruder.

So dachte Frau Amalia, und ihre Bedenken zerstreuten sich. Wolfgang schloß den Kauf ab, und wurde so aus dem Wächter der Herr des Doggenmühlhofes.

Das gab nun allerdings reichlichen Anlaß zu vielen Worten und Kopfstütteln unter den Bauern der Gegend. Was nahm sich da dieser junge Altberger Burich denn heraus? Wildete der sich ein, mehr zu können, das Bauern besser zu verstehen als sie, die Alteingesessenen? Was hatte und was war er eigentlich? Dieser Hochmuth!

Wenn Frau Elisabeth derlei Reden zu Ohren kamen, äußerte sie: „Das muß ich schon gelten lassen: Wenn einer das Kunststück fertig bringt, so ist es der Wolfgang. Fleißig ist er, anständig und sparsam. Und zum Vieh schaut er! Dem liegt an einer kranken Kuh oder einem Kälblein mehr als anderen Bauern an Frau und Kind. Freilich, es wird schon kein Spaß sein für ihn; denn seine Frau, ich mücht ihr zwar nichts nachreden — aber ich weiß, was ich weiß — zum Hausen paßt die nicht."

Auf dem Hochbühl war Wolfgang's persönliche Anwesenheit nicht mehr so nötig wie während der ersten Zeit nach des Bauern Tode. Alles bewegte sich in sicheren Gleisen. Zimmerhin kam er noch regelmäßig jeden Samstagabend, mit Seng die Wochenrechnung abzuschließen und Anordnung für die kommende Woche zu treffen.

Niemals hätte die wirtschaftliche Seng sich von Mutter oder Schwester bei diesem kurzen Geschäfte vertreten lassen. Auch Wolfgang würde dies kurze, alleinige Zusammensein mit der im stillen noch immer Geliebten ungern versäumt oder preisgegeben haben. Sie saßen dann nebeneinander im traulichen Hinterstübchen. Wohl fiel kaum ein Wort, das nicht zur Sache gehörte oder vertraulicher klang. Allein sie wußten es beide — ein jedes von ihnen fühlte am Schlage seines eigenen Herzens, wie teuer dem andern diese Stunden ungestörten Zusammenseins waren. Und ob auch Wolfgang der Mann einer anderen — und der jüngere Sohn des Hofstallhofes allsonniglich auf den Hochbühl zu Mitt kam — beiden war klar, daß keines je vergessen würde, was vordem zwischen ihnen war . . .

„Es ist nicht nötig, ins Blatt zu sehen, daß die Hochbühlwächter am Kastnachtmontag im Grund aufwarten werden. Sie selber, und besonders meine Frau Schwester werden schon sorgen, daß dieser wichtige Umstand genügend bekannt wird."

So hatte Hauskapar, der Grundwirt, zu seiner Frau mit dem Beifügen gesagt: „Du wirst erfahren, wie das wirkt, wenn die jungen Sterle hören, daß die Hochbühlerinnen da sein werden." Besonders schwebte ihm die stolze, schöne Seng vor.

Er täuschte sich nicht. Schon früh am Abend füllte sich sein Gasthaus mit tanzlustigen Volke aus allen Teilen der Gemeinde. Und manches Burschen Auge suchte die schlanke Seng, unter den zierlichen Anwärterinnen die schönste. Ihr feines Gesicht an sich hatte wie immer, etwas Stolz, dafür aber war ein Lächeln doppelt reizend. Sie trug zwar wie Philomena noch ein dunkles Trauerkleid, aber die hellfarbigen Schürzchen mit den zierlichen, iphemensaumten Läben brachten eine helle Note drein.

Es vertantele aber gleich, ein einziger allein werde von der schönen Seng offen begünstigt werden. Und das war kein geringerer als der Hofstall-Mell, der reichste und begehrteste der ledigen Buchwiler. Und nach dem ersten Tanz mit ihr ließ er sie kaum mehr von der Hand. Sie strahlte vor Stolz und Lust; denn der Mell war wirklich ein Prachtbursche. Er überragte die Stameraden beinahe um Kopfeslänge, und sein geundheit- und kraftstrobender Körper schien für die Ewigkeit gebaut zu sein. Die Züge seines blühenden Gesichtes kündeten von Gutmütigkeit und Selbstbewußtsein zugleich dem Selbstbewußtsein des reichen Bauernsohnes.

Niemand wunderte sich drob. „Die passen vortrefflich zusammen; das gibt ohne Zweifel ein Paar," dachte jedermann. Daß sich die Augen der Seng, so oft unter der Türe neue Ankömmlinge erschienen, gespannt hinwandten, beachtete man nicht.

Es war schon ziemlich spät und das Treiben in vollem Gange, als vor dem Hause das Geläute des Doggenmühlgefährtes ertönte. Seng hätte es unter hundert anderen heraus erkannt. Und wirklich war alsbald Wolfgang da, rechts seine Kesi, links — Frau Elisabeth vom Hochbühl.

„Na, ich wäre ja meiner Lebtag nie gekommen, hätte mich die Schwägerin nicht so dringend gebeten, doch zu kommen und ihr behilflich zu sein. Auf die Jungen sei doch nicht mehr zu rechnen, wenn das Tanzen anhebe." So erklärte sie ihr Erscheinen den Bekannten. „Ich wäre vielleicht doch weggeblieben; aber der Wolfgang hat mir halt m—mer—erkwürdig zugefetzt."

Seng spähte heimlich nach der Kesi. Die junge Frau sah hübsch aus in ihrem blauen Kaschmirkleide, das ihrer blonden Schönheit vorzüglich stand. Und wie sie tanzte! So können's nur die Altbergerinnen, von denen das Sprichwort geht, daß sie auf dem Tanzboden geboren werden und sterben. Das war nicht mehr die oft so vernachlässigt aussehende Frau. Alles an ihr war Frische und Anmut, und Seng begriff ganz wohl, daß Wolfgang sich in dieses hübsche Ding verliebt hatte. „Ach, er hat sie wohl immer geliebt, und ich täuschte mich in der Annahme, etwas mehr zu gelten," dachte sie in bitterer Selbstqual. Wolfgang schien heiter und vergnügt. Nachdem er ein paarmal mit seiner Frau getanzt, trat der Präsident von Buchwil zu ihm und bat um die Erlaubnis einiger Tänze mit Frau Kesi. Diese strahlte vor Vergnügen über die Ehre, und Wolfgang entfernte sich, um, wie er sagte, eine andere Tänzerin zu werben. Und nun die Musik zu

einem gemüthlichen Schottisch ansetzte, erschien er mit Frau Elisabeth am Arme und trat mit ihr in die Reihe. Die staatliche Frau tanzte mit wirklicher Anmut, und keiner hätte ihr ihre fünfundfünfzig Jahre zugetraut, der sie sah mit ihren noch glatten, leicht geröteten Wangen und den fast jugendlich leuchtenden Augen. Das breite, schwarze Samtband, über den Scheitel gelegt, markierte die kräftigen Linien ihres runden Kopfes, hob aber auch den weißen Schimmer ihrer Haare. Mit spöttlichem Lächeln maß sie den Präsidenten an Frau Kesi's Seite. „S—so, s so, Du Wätzel! Ist die Dir gut genug? Nu, nu, die Ehre gönne ich der Kesi schon — die ward mir vor dreißig Jahren" — so mochte sie kalkulieren. „Unsereins tanzt sonst nicht mehr zum Tanzen," entschuldigte sie sich nachher zu einer Nachbarin. „Wärs nicht unjer Peißtand und des Bruders Haus, es könnt mir einer gestohlen werden."

Und wieder drehte sie sich mit Wolfgang. „Meine Junge kann's besser," rühmte er sie. „Man kommt ganz ins Tanzfieber mit Euch. Ein fröhlicher Abend ist's bent. Paßt auf, die Seng verlobt sich!"

„Hat wohl noch Zeit; uniereins wird hoffentlich auch noch ein Wort dazu sagen dürfen," entgegnete sie hart.

„Allerdings," meinte ihr Tänzer, „zuerst wär's auch an der Philomena, das ist wahr — ja, was habt ihr nur? Der Tanz ist ja noch nicht aus!"

Starr und steif stand die Hochbühlerin inmitten der an ihr vorüberwirbelnden Paare, und unisono verdrückte Wolfgang sie fortzuziehen. Ihre flammenden Augen basteten auf dem Paare, das möglichst entfernt von ihr sich bewegte. Ihre Philomena war's an der Hand eines gepukten Herrchens. Wichtig, der verdammte Schwab war's und kein anderer. Wolfgang führte die Sprachlose mit sanfter Gewalt nach einem kleinen, lauschigen Nebengemache und drückte sie auf ein Sofa nieder, vor dem ein Tisch mit Wein und Speisen bedeckt stand. Und er begann sanft und eindringlich auf die grimmig dareinschauende Frau einzureden. Er erzählte, wie er drüben in Guntsee sich über den jungen Deutschen erkundigt und die besten Aufschlüsse erhalten habe. Daß die Arenten — so zuzagen — doch auch Leute seien und Beispiele genug vorlägen, wie Schweizermädchen mit Schwaben oder Italienern sehr glücklich geworden seien — glücklicher, als sie mit Hiesigen je geworden wären. Seines Wissens sei er auch katholisch, und eigentlich mache es sich besser, wenn die Philomena einen Städter heirate als einen Bauern, der auf den Hochbühl trachte, woraus Zwist entlehen könnte. Und sie, die Mutter, lasse es sich vielleicht noch einmal in der Stadt beim Tochtermann ganz wohl sein. Es sei doch ein ander Leben dort als auf dem Doggen — alles so bequem und hübsch, die Kirche, den Stranladen, kurz alles so in der Nähe und alleweil mehr oder weniger Unterhaltung . . .

Frau Elisabeth hatte wortlos am Glas genippt. „Ihr wißt auch zu reden und die Sache vorzumalen," sagte sie, den jungen Mann wie in stiller Bewunderung anschauend. Doch plötzlich zuckte es abermals in ihr auf: „Das heimlich verflochte Wesen, das verfluchte, das hasse ich!"

„Aber, Mutter," beachtete Wolfgang, „man sollte gerade glauben, es wär eine halbe Ewigkeit, seit ihr selber jung waret! Euerm Tanzen nach kann's nicht so lange her sein, und drum werdet ihr Euch erinnern, daß so ein bißchen Heimlichkeit dem Lieben erst den rechten Reiz gibt. Wäses ist ja nichts gechehen; die Philomena ist ja grundbrav und ihr Liebster ein gutmütiger Burich, der seine Schwiegermutter respektieren und auf den Händen tragen wird."

Jetzt erschien auch Hans-tai-par, von Philomena offenbar ins Vertrauen gezogen, und legte für den landfremden Kreier ein gutes Wort ein. So ward denn Frau Elisabeth von allen Seiten - zuletzt kamen die abgetriebenen Liebenden auch noch herzu - beredet, ja: die Straß zum langen Widerstande nicht mehr und gab diesen auf. „Das habt Ihr angerichtet!“ schalt sie, Wolfgang mit einer Art vorwärtsvoller Zärtlichkeit in die dunklen Augen blutend, die so keltische Gewalt auf sie ausübten.

Philomena und Leo saßen jetzt beisammen. Nebenau räumte die Musik, vor ihnen muselte der Verlobungswein, von Wetter Hans-tai-par eingekauft. Wolfgang hob das Glas zum „Gesundheitstrinken“. Mit zusammengepreßtem Munde ließ Frau Elisabeth das ihrige an die der beiden Verlobten aufklingen. Doch leuchtete der rote Walliser kaum ihre blutleeren, weißen Lippen, als fürchte sie, es habe der Schwab einen Zauber dreingemischt, dem sie erliegen könnte. Und die Kederbissen, welche die Schwägerin ihr vorgelegt, sie blieben von ihr unberührt, mochten sie noch so verlockend dastehen.

Witternacht war längst vorüber, als die Reihen der Gäste sich zu lichten begannen. Frau Elisabeth hatte sich zur Schwägerin in ein Kammerstübchen zurückgezogen, ihre beiden Töchter nun völlig sich selbst und ihren Liebhabern überlassend. Mochten sie heut ihren Willen haben - es kam schon wieder anders. Philomena aber war, als sei sie im siebenten Himmel.

Der Moßklub-Welt aber war todmüde. Plump ruhte seine mächtige Gestalt in einem Lehnstuhl neben der Spielbank der Musikanten. Sein Mundtopf mit dem wirren, buckigen Haar hing seitlich über die Schulter, die geschlossenen Augen öffneten sich nur ab und zu etwas, wenn der erlöschene Haarrennstimmeln dem halboffenen Munde entfallen wollte, ein Ereignis, das jeden Augenblick drohte, jedoch jedesmal durch ein Schnappen der bläulich quellenden Lippen glücklich verhindert wurde. Zenz langte noch mit einigen Wurzeln. Es waren nicht lust entzückte Blitze, mit denen sie ihren Hübigen Verehrer streifte. Aber Wolfgang grüßte sie mehr und mehr; den ganzen Abend durch war ihr weder ein Blick noch ein Wort von ihm geworden, außer bei dem Sittrinken mit Philomena und deren Liebten, als man sie herangeholt. Da hatten auch ihre Kläfer Hütlich zusammengelungen. Er ließ jetzt plaudernd bei einigen älteren Bauern, während seine Frau noch immer unter den Tanzenden war mit dunkel glühenden Wangen und nicht mehr ganz leichten Füßen.

Zenz mußte sich immer nach Wolfgang hinwenden. Da - als wäre eine geheime Macht sie an - suchten seine Augen Zenz. Und es war, als habe er sofort verstanden, was in ihr vorging. Er erhob sich, ging zu ihr, bat sie um den nächsten Tanz, und wie sie dahin-stürmten, gedachte Zenz jenes Sonntags im Abendtal und an das siebernde Glück, das damals ihr Herz erfüllte. Und mit süßem Schrecken ward es ihr klar, daß sie diesen Wolfgang noch immer liebte - lieben mußte - trotz dem Moßklub-Welt und der Frau Meß. . . Und ihre Hände lösten sich doch nicht, ob auch die Musik endlich schwieg. Wortlos wandelten sie nebeneinander durch den fast leeren Raum nach dem Tische hin, wo Philomena und Leo beisammen saßen; aber schon hing die Musik aufs neue an, und gleich schmiegt sich die beiden wieder zusammen und schwebten dahin auf den Klängen.

„He, Moßklub-Welt, bist Du ein fauler Patron! Hochst da und schmarrst, demweil sich Dein Schätzchen anderwärts begeben muß. Das würd' ich an Deiner Stell' anders machen.“

So rief einer der vorigen Tänzer Zenzens dem Schimmernden ins Ohr. Der irrte die

Pfeme weit vor, die Arme laut gähmend in die Höhe und riß die Augenlagen auf.

„Was ist's, Steinen? Wo hast meine Zenz?“ rief er, sich langsam ermunternd.

„Die tanzt mit ihrem treuen Weiland, dem Wolfgang. Lassen Meß gebt's halt wie Ihr, ihr sitzt dort in der Sofaecke und schläft den Zehler der Gerechtigkeit. Was wunder, wenn sich die Nachbarn zusammentun, ha, ha!“

Ein böser Blick aus Moßklub-Welts blauen Augen schob nach den Tanzenden hin. „Teufel und Großmutter, Sternkugelschwärzer!“ fluchte er. „Das leid' ich nicht. Was haben die zu schämein miteinander?“ Naß fuhr er auf, um auf die Tanzenden zuzustürzen. Ein Stuhl kam ihm zwischen die Beine, er stolperte und fiel drüber hin. „Togaenwolf, Salunkel!“ schrie er mit erschrockenem Schrei.

Da stand schon der Grundwirt, und andere folgten, den Kranken zu beschwichtigen. Wolfgang und Zenz aber ließen auseinander, wie auf einer bösen Tat erfaßt. Todblut stand Zenz und regungslos mitten in dem Aufruhr. Frau Meß, Frau Elisabeth, die Wirren, alle liefen drüben durcheinander. Zwei Minuten später aber stand des Togaenwulfs ein Gewand vor dem Zehler, und dieser fuhr mit Klingel in den prächtigen Menschen hinaus.

(Zenz's Bericht.)

Im Harem.

Im das Frauenleben in den Ländern des Ostens ziehen sich auch heute noch die Züge märchenhafter Legenden, obwohl gerade die letzten zehn Jahre vielfach gründliche Arbeit getan haben, auch die mohammedanische Frau zu emanzipieren und zu revolutionieren. Trotz dem der Geist dieser islamitischen Frauen Kämpfe in der europäischen Türkei zu suchen ist, so öffnen sich die Frauengemächer einer Abend-Landschaft in der Türkei doch immerhin sehr weniger. Als dies in den ehemaligen türkischen Provinzen Rumelien und Herzegowina der Fall ist, die vor Jahre von der österreichisch-ungarischen Monarchie annektiert wurden. Auch in diesen islamitischen Balkanländern lebt ihre Kultur heute noch ein abgeschlossenes Kammerleben. Die orientalischen Frauen haben Zucht mit sich und in nicht von dem reinen männlichen Morgenlandes; nicht in ihrer mannlichen Zauberei und nicht in jenen eigentümlich vergitterten Zerstern, hinter denen die Harem-Frauen den weitans größten Teil ihres Lebens zubringen müssen.

Nur in den großen Städten der annektierten Länder ist das ein wenig anders. Dort kommt in die Hauptstraßen so etwas wie ein europäischer Verkehr. Am Weichbilde der Stadt aber neben die eigentlichen Türkenhäuser (der christliche Slave nennt seine Landsleute mohammedanische Glaubens durchweg: Türken, eine Bezeichnung, die auch wir in diesen Zeiten meist angewandt haben); und auch hier gleicht das eine Haus in seinem Äußeren so wenig dem anderen, wie es die menschlichen Wohnstätten im allgemeinen tun. Das Haus des Reichen präsentiert sich anders als das des Armen, auf dem Lande hat das bosnisch-türkische Wohnhaus ein anderes Gepräge als in der Stadt, auf den Bergen schaut es anders drein als in den Tälern. Nur in dem, was prächtige Lage und schöne Aussicht anbetrifft, geben sich die Häuser und Gärten nichts nach. Landschaftlich herrliche Plätze sind immer beim Häuserbau, wie überhaupt schon von vornherein bei Anlage der Dörfer und Städte, liebreich in Betracht gezogen.

Das bürgerliche Türkenhaus Positens zeigt sich uns von außen meist als zweistöckiges Gebäude, das von einem sehr hohen Zindeldach gekrönt wird und dessen oberes Stockwerk fast

zur Zeit die schon erwähnten netzartig verästelten kleinen Fenster zeigt. In der Stadt befindet sich zwischen den einzelnen Gebäuden gewöhnlich ein Längsweg, der mit einer hohen Mauer von Straße und Nebenhaus abgetrennt ist. Das ist gut für das Straßenschild, wenn über Raum gelegt nicht nur als Hof, sondern auch als Längsweg abgedeckt zu dienen. Auf dem Lande, wo der Bauart wohlfeiler ist, und der Platz nicht allzulange abgemessen zu werden braucht, kann der Längsweg mit einer sehr hohen Mauer von Straße abgedeckt sein.

In ihrem äußeren Teil bestehen die älteren Häuser fast durchweg aus Stein, während die oberen Stockwerke aus Holz ausgeführt sind, das im Laufe der Zeit ein reichwärges Aussehen erhalten hat. In neuerer Zeit baut der Türke allerdings sehr Haus schon mehr nach europäischer Art, ganz aus Mauersteinen. Doch solcher neuer Häuser sind vorerst noch in der Stadt noch nicht viele.

Diese Hausart ist die engwärgige Welt für alle Frauen, die sich zum Islam bekennen. Aber noch über die Höhe ist dies auch für die Bestimmungen der Art, die mit ihren Männern und Kindern in überaus reichhaltigen, Generalen unendlich in der türkischen Überherrlichkeit leben machen. Die Frauen der herrschenden Klasse im bosnischen Turkestan würde auch die heimliche Zerstörung gesellschaftlich in hohen Frauen zum Vorbild. Doch nicht vor ihr soll hier die Rede sein, die sich heute bereits in der und niedrigeren Stände der türkischen Gesellschaft befindet, sondern von der Frau der einfachen Hausfrau.

Wahrscheinlich darf die türkische Frau als Fremder Mann - auch in aller Hinsicht - annehmlicher behandelt werden. Der Türke, dem Gatten, den Kindern - unbedeutend zeigen. Schon die schmale Bekleidung allein bedingt für die islamitische Frau eine ganz andere Lebensführung, als wir es an allen anderen Frauen der Erde zu beobachten gewohnt sind.

Man ist laßende Frau überaus viel zu tunen, so wie sie sich in der türkischen Welt bewegt, so wie sie sich in der türkischen Welt bewegt, so wie sie sich in der türkischen Welt bewegt. Die türkische Frau ist ein Wesen, das sich in der türkischen Welt bewegt, so wie sie sich in der türkischen Welt bewegt. Die türkische Frau ist ein Wesen, das sich in der türkischen Welt bewegt, so wie sie sich in der türkischen Welt bewegt.

Die Zume brante erbarmungslos auf die alte bosnische Monarchie. Sie bereitete aber ich konnte mich noch immer nicht von dem Bild des unvermeidlich kleinen Wohlstandes trennen, der jeder zu einer der landesartigen schönsten Städte Südosteuropas macht. Meine neu-gewonnene Freundin - auf der Meise geht das Freundenschaftlichen bekanntlich schneller als im gewöhnlichen Leben, und zumal dort, wo eine Handvoll sogenannter Wendländer zwischen Türken, Serben und Kroaten verstreut ist - trippelte schon ungeduldig hin und her. Nur ihr ganz energisches: „Man wird's aber Zeit, denn so schnell kommen wir doch nicht wieder fort.“ riß mich aus meiner Verwirrung des unergleichlichen Landbeschreibes und ließ uns den Weg in das Stadttore einschlagen. Wir hatten die Nachmittagstunden dazu bestimmt, einen Besuch in einem türkischen Hause zu machen, wie sich meine Leiterschaft neben im Orte anstaltete, niedrige Pforten ausrichtete, nachdem ich sie damit gebeten, mich einmal in ein ihr bekanntes Harem zu führen. Wir waren darüber nicht überrascht, daß ich das Haus der Frau, die ich in der türkischen Welt des Lesers, kennen sollte. Die

selbe war vor kurzer Zeit gestorben, aber seine Familie bewohnte auch nach seinem Tode noch immer das streng in der üblichen türkischen Art eingerichtete Haus.

Bald waren wir an unserem Bestimmungs-ort. Eine altersschwache, aber schwere eichene Koffler, an der ein großer, eiserner Klopfer befestigt war, fiel hinter uns zu, und wir standen auf dem engen Hof, der einen wenig einladenden Eindruck machte. Eine ungestrichene Holztreppe führte mit leichter Wendung in das obere Stockwerk. Schon als die Haus- tür quietschend ins Schloß gefallen war, hörte ich über mir leise, leichte Schritte. Es war die Frau des Hauses, die uns oben am Ende der Treppe empfing. Eine ältliche, hohe, hagere Frau war es. Sie bot uns die Hand. Das graumelierte, gescheitelle Haar umrahmte ein zah- loses, faltiges Ma- trouengeficht, dessen einzige Schönheit in dem Blick der etwas trübe aber



Mieder (albanesisch).

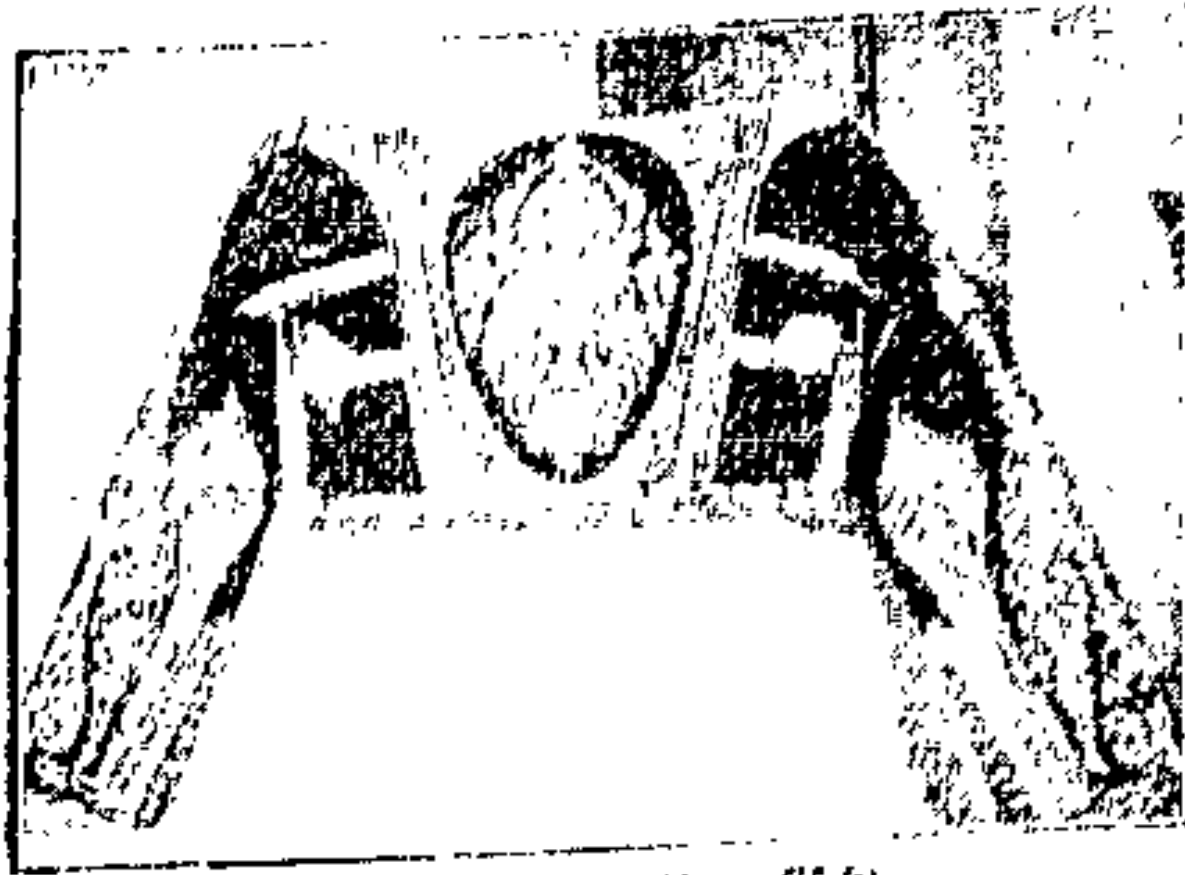


Saremschleife.

überaus milde blinkenden Augen lag. Aber sonst war die Alte die Liebenswürdige selbst. Meine Fremdin wurde gestreichelt und geliebt und hatte kaum Zeit, mich vorzustellen, soviel hatte die Hausfrau vom ersten Augenblick unseres Ein- tritts an über uns beide zu fragen. Und noch immer standen wir auf der Treppe, obgleich wir sofort in das Besuchs-zimmer gebeten worden waren; ich mußte mir aber erst die Einzelheiten dieses Hausstückes genau betrachten, bevor ich von der fremdblichen Aufforderung Gebrauch machte.

Von dem das Haus in zwei Teile schneiden- den Flur, der wohl gut seine drei bis vier Meter breit sein mochte, gingen nach rechts und links die Türen zu den Wohn-, Schlaf- und Arbeits- räumen. Der Raum über dem Flur war nach dem Dach hin durch keine Bretter- lage abgetrennt, so daß man hochhinauf in das schwarzglän- zende, ritzbehängene Gebälk sah. Im Dach selbst befanden sich etliche Klappen und Lufen. Einen großen Teil der einen Diele- seite nahm die Feuer- stelle ein. Sie war nur niedrig, aus Stein gemauert, mit Lehm verschmiert und glatt- gemacht, aber min- destens vier Quadrat- meter groß. Auf ihr stand der in keinem bosnischen Hause feh- lende Dreifuß, unter dem in der weißen Holzschale die nie aus- gehenden Kohlestäbchen glimmten. Neben diesem Herd war der tragbare Kohlenständer placiert, in der Art einer auf einem hohen Sockel ruhenden, breiten, flachen Schale. Dieser Kohlenständer wird, mit glühen- den Holzkohlen gefüllt, ins Zimmer gestellt; er heizt es in der Uebergangszeit; hauptsächlich aber wird auf ihm der Kaffee bereitet resp.

warm gehalten. Auf einem kleinen, hölzernen Wandbrett waren dann noch winzige Staffee- läßchen und jene kleinen messingenen Staffee- leuer aufgereiht, wie man solche in allen moham-



Frauensacke (albanesisch).

medanischen Ländern findet. Drei und unge- hindert wirbelte der Rauch in die Höhe, und seine feinen, hellblauen Schwaden suchten sich einen Ausweg durch Lufen und Rirchen, wie



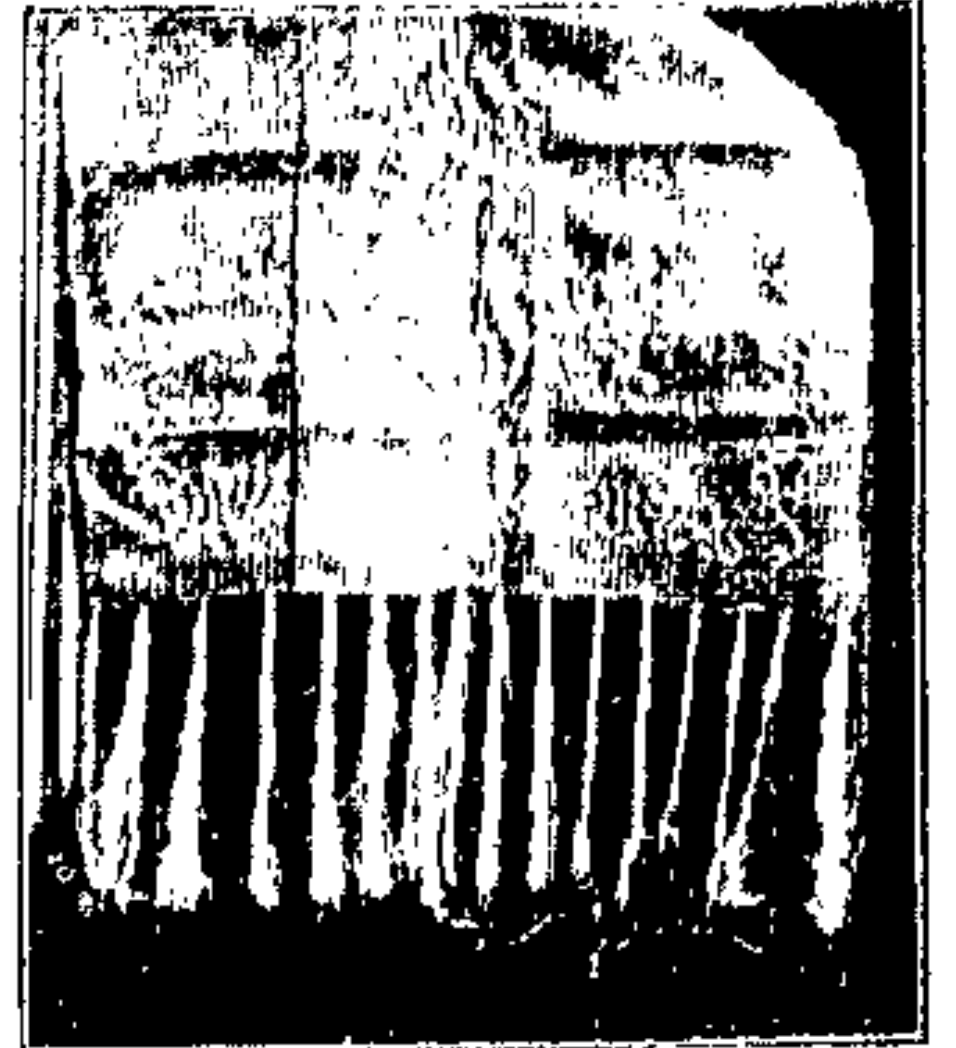
Saremsdienertinnen (Sarajewo).

es der Rauch schon so viele, viele Jahre in diesem Hause getan haben mochte . . .

Nunmehr betraten wir das Zimmer der Damen des Hauses, denn außer der Hausfrau war noch eine unverheiratete Tochter da.

hängende Sitzgelegenheiten, die mit Teppichen überhängt und mit Kissen bedeckt waren. Auf dieses schöne, weiche Plätzchen wurden wir sofort genötigt und konnten von hier aus nunmehr ungeniert, ohne aufdringlich zu erscheinen, im Zimmer Umsehen halten.

Ein dunkelgrüner stachelosen Stand in der einen Ecke; eine andere wurde von einem riesigen Schrank ausgefüllt, der in die Wand hinein- gebaut war und dazu diente, Kleider und Bett- stücke aufzunehmen. Eigentliche Schlafstube und Bettstube kennt nämlich das türkische Haus überhaupt nicht. Die in allen Zimmern reichlich vorhan- denen Diwane dienen am Tage als sofaartige Sitzgelegenheit, des Nachts hin gegen als Ruhe- lager. Außer einer großen, eisenerzierten, kunstvoll gearbeiteten Truhe enthielt das ganze Zim- mer, in dem wir uns befanden, kein weiteres Möbelstück. Nur der ungestrichene, blendendweiß gezeichnete Fuß- boden war noch teilweise mit einem schönen Teppich bedeckt.



türkischer Schlaf (Weißschleier).

Die Wände waren grau-grün gelücht und zeigten außer einigen gewöhnlichen, halb mit Kalkmilch gefüllten Plätzen (von denen weiter unten noch die Rede sein wird), die mittels einer einfachen Schnur an einem Nagel aufge- hängt waren, keinerlei Ausputz oder Schmuck. Nur auf dem langen Fensterbrett, das sich vor all den kleinen Ausgängen hinzog, stand Blumen- kübel an Blumenkübel. Bei uns längst aus der Mode gekommene Pflanzen schmückten und durchdufteten das helle, lustige Zimmer: Balsaminen und Federnelken, Pantöffelchen- blumen, Gelbweigelein und die zartartigen Blätter der Zimmerlinde.

Wie primitiv-einfach unser Aufenthaltsort auch war, so übte er doch einen eigenartigen Reiz aus mit seinen bunten Stoffen, seinen duften den Blumen, seiner grellen Sonne und seiner großen Stille . . . Wir saßen wortlos auf dem niedrigen Divan und warteten auf das Wiederkommen unse- rer Wirtin. Sie er- schien denn auch bald und brachte ihre Toch- ter mit. Wenn bis dahin alles Gesehene mit meinen Vorstellun- gen über orientalische Saremsprache, Neppig- keit und Frauenschön- heit nicht recht hatte übereinstimmen wol- len, - nun da die barfüßige Zmam- tochter lautlos ins Zimmer trat und uns begrüßte, waren alle Enttäuschungen verschwunden. Ueber mittelgroß, etwas schmal in den Schultern, aber sonst von harmonischem Wuchs, glich sie eigentlich allen ihren nichtmuselmanischen Mit- schwestern. Nur das Gesicht war anders. Und in diesem waren es wieder die Augen, die für mich etwas Neues, bisher noch nicht Gesehenes zeigten. Sie hatten etwas Traurig-Sinnendes,



auf einem Spaziergange rastende Türkinnen.

Die der Straßenfront zugewandte Zimmer- seite bestand in ihrem oberen Teile ganz aus Fenstern, welche von außen durch feine Holz- stäbchen netartig vergittert waren. Unter den Fenstern und an der einen anschließenden Wand entlang zogen sich Diwane, breite, ziemlich flache, aus Holz gezimmerte, bankartig zusammen-

hängende Sitzgelegenheiten, die mit Teppichen überhängt und mit Kissen bedeckt waren. Auf dieses schöne, weiche Plätzchen wurden wir sofort genötigt und konnten von hier aus nunmehr ungeniert, ohne aufdringlich zu erscheinen, im Zimmer Umsehen halten.

fragend Träumendes. Zu ich Gelehrtes. Und doch leuchtete eine schöne Gradberzart, eine ehrliche Offenheit aus ihnen. Groß und schwarz, blickten sie aus dem gelblich zarten, blassen, regelmäßig geschnittenen Gesicht, dessen feine dunkle Brauen an die Frauenbildnisse alter italienischer Meister erinnerten. Das in der Mitte tief gescheitelte Haar hing in zwei kunstvoll geflochtenen Zöpfen auf den Rücken herab. Ein winziges Klappchen aus dunkeltem, lilafarbenem Sammet schmückte ihren Scheitel. Eine leichte, weiße Nase aus selbstgewebtem, faubasartigem Stoff, ein kleines Volero Näckchen aus schwerem, dunklem Sammet und die im Orient für Frauen unvermeidlichen, weiten Hunderhosen aus braunbuntgeblühtem Stoff, welche mit einer Schnur mit den Leib festgehalten werden, bildeten neben einem buntbestickten Gürtel die Kleidung des Mädchens.

Freundlich hatte sie meine Begleiterin bewillkommen und auch mir mit einem lebenswürdigen Lächeln die Hand entgegengeteilt. Sie nötigte uns, die wir uns erhoben hatten, schnell wieder auf unsere Plätze und drückte meiner Begleiterin ihr Bedauern darüber aus, daß ich die Landessprache nicht verstände. Dann wandte sie sich zu mir, zog mich vertraulich an ein Fenster, zeigte mir unser Hotel, mein Zimmer und auch meinen Mann, der lässig auf einer schattigen Bank an der gelbgestrichenen Hauswand saß und seine Haare rauchte.

dinnen und Nachbarinnen genau so spitzzünftig durch, wie es bei uns zu Lande der Fall ist. Dazu kommt, daß die Nachbarinnen stets leicht und schnell zu erreichen sind. Von der großen Türe, dem Vorraum, führt nämlich oft eine lufentartige Tür nach außen. Im Nebenhaus

gedrückt. Von dem mit besonders kunstvollen Arabesken verzierten Schloß hingen franzierartig lange Ketten herunter. Das ganze Ding hatte ein ziemliches Gewicht. Ich mußte das Staatsstück natürlich ausprobieren. Obwohl ich nun nicht gerade zu den Weipentailen gehöre, hätte ich mir den Gürtel wohl gut zweimal um den Leib schlingen können. Die Weiberin hängte ihn sich dann gleichfalls um; aber er rutschte auch ihr fast über die Hüften herunter, worauf sie traurigen Mutes mit wehmütiger Stimme meinte: „Und wie gut hat er mir damals gepaßt, als ich noch jung und dick war!“

Und auch sonst machten sie mich in einer feinen, wenig ausdrücklichen Art auf vielerlei Eigenheiten ihrer Kleidung aufmerksam, wenn sie im Stolz zu der meinigen stand. Jeder Knopf, jedes Bandchen wurde geprüft, meine Haar Zöpfe wurde einer gemauerten Mauerung unterzogen. Und gar auf einer Gemühtlichen, die man in



Zwischenhandwerker.

betindet sich an ganz derselben Stelle ein eben solches Störtlein. Keinesfalls-witzig, müde manische Damen brauchen deshalb keinen Schritt aus ihrer engen Bekleidung herauszugeben, um sich, so oft sie wollen, sprechen zu können. Von diesem praktischen Türchen wird natürlich der anspruchsvolle Gebrauch gemacht, denn die nur mit ihrem Geschlechts Genossinnen im freundschaftlichen Verkehr stehende Türkin ist für jede kleinste Neuigkeit und Anregung dankbar.

Als echte Gvasstöchter betrachteten meine beiden Gastgeberinnen zuerst meine Garderobe. Die Mutter fragte, ob ich wohl meine Watistbinse selbst gewebt habe, und das Töchterchen ertöndigte sich, ob die kleinen Wachsperlen an meinen stragenstüben echte Perlen seien; solche schätzt gegenwärtig nämlich die Jugend in den türkischen Sarems außerordentlich hoch. Ganz entsetzt aber waren beide über mein verbranntes Gesicht und meine braunroten Arme. Besonders die Mama riet mir, doch stets mich ordentlich einzuhüllen und zu verkleinern. „Wenn Du wieder nach Hause kommst, wirst Du doch ganz schwarz sein!“ meinte sie vorwurfsvoll. „das kann Deinem Mann doch nicht gefallen!“

Nach meinen der Armut nicht standhaltenden Perlen kamen die Ringe meiner Gefährtin an die Reihe. Jeder wurde einzeln bewundert, und der mit dem Goldreiß geschmückte Finger ward gestreichelt und geliebt. Mein Gürtelschloß fand schließlich noch einige Beachtung. Als Gegenstück holte die Mutter ihren Hochzeitsgürtel aus einem unverschlossenen Koffer hervor. Er war massiv silbern; seine einzelnen, durch kurze Ketten verbundenen Teile waren hand-

anderen Rollen leicht als Dreifigkeit hatte empfinden können. Immer aber trat doch die Stundlichkeit ihres Wesens in seiner Lebenswürdigkeit hervor, die man diesen naiv neugierigen Gvasstöckern eigentlich kaum hätte zutrauen können.

Ich fragte meine Begleiterin nach dem Alter der Tochter. Zur Antwort bekam ich: „Da ist



Stirische Straße mit Saremsorten.

War so gänzlich abgeschlossen, wie man es allgemein glaubt, ist denn die mohammedanische Frau doch wohl nicht von der Außenwelt. Hinter ihren Gitterfenstern sieht sie alles, was draußen vorgeht, kombiniert dieses und jenes Geschehnis von dem, was sie gehört hat, mit dem, was sie gesehen hat, und hehelt es mit ihren Freun-



Am Saremsfenster.

es nun noch schlimmer, als bei uns! Wenn ich frage, sagen sie beide: achtzehn Jahre! Aber so alt war sie auch schon, als ich vor acht Jahren zum erstenmal in dieses Haus kam. Wenn eine Türkin noch keinen Mann hat, darf sie ein bestimmtes, begehrenswertes Alter nicht überschreiten!“

Unsere Wirtin besaß außer ihrer anwesenden Tochter noch eine zweite, die außerhalb verheiratet war, außerdem aber noch fünf Söhne. Mitleidlich fragte sie bald an von ihrem ehelichen Glück zu erzählen: „Er war ein schöner Mann. Auch ich war keine häßliche Frau. Vor der Hochzeit hatten wir uns nie gesehen und sind doch beide miteinander sehr glücklich gewesen. Täglich muß ich jetzt um ihn weinen!“ Alles, was die Alte sagte, war so ungekünstelt und so klar, aber doch mit soviel Lebensfrische untermischt, daß man sah, daß diese Frau auch vor dem Denken niemals zurückgeschreckt war.

Wir wollten noch die anderen Zimmer des Hauses besichtigen und begaben uns deshalb zuerst in das zunächstliegende. Wieder standen die niedrigen Polster an der einen Wand; an der anderen hatte der Webstuhl seinen Platz gefunden, der in keinem bosnischen Hause fehlt. Stuhlrahmen in verschiedenen Größen lehnten in seiner Nähe. Wir befanden uns in der Arbeitsstube von Mutter und Tochter.

Die bosnischen Frauen sind im allgemeinen sehr geschickte und fleißige Weberinnen. Baumwollene, wollene und seidene Stoffe, einfarbig und auch gestreift, schaffen ihre emsigen Hände. Leider aber wird auch von ihnen heute schon der moderne, abendländische Wunder oft ihren selbstgefertigten, einfachen und gediegenen Geweben vorgezogen. Die jungen Mädchen sind zugleich auch meist noch sehr geübte Stickerinnen, die mit der Nadel gut umzugehen verstehen und sich vielfach die Entwürfe zu ihren ansprechenden Gold- und Silberstickereien selbst herstellen.

Somit war der Arbeitsraum schmucklos und faßl. Ihm gegenüber auf der anderen Seite des Hauses befand sich das Arbeitsgemach des verstorbenen Hausherrn. Dunkelgrün waren die Wände getüncht. Auch hier fehlten die Polster nicht. In einer Ecke des Zimmers stand ein kleiner, unscheinbarer Schrank mit Glasscheiben; darinnen waren alle Bücher von allen möglichen Formaten aufgereiht. Andächtig saßen Mutter und Tochter und wiesen voll Stolz auf die Bücher. Sie konnten wohl beide, wie die meisten ihrer Glaubensgenossinnen, nicht lesen. An einer Wand hing in einem schlichten Rahmen ein veraltetes Blatt mit wertwürdigen Zeichen und Figuren. Das war alles.

Die Mutter erzählte uns noch, daß ihr Jüngster auch wieder studieren wolle; er befinde die Geisteswissenschaft und könne schon alle Bücher des Vaters lesen.

Dann setzten wir unseren Rundgang fort. Und wie die ersten Räume, so alle anderen. Einfach und schlicht war alles, was das große, geräumige Haus umschloß. Unwillkürlich mußte ich daran denken, wie schwer wir Abendländer uns in derartig primitiven Verhältnissen zurechtfinden würden.

Schon eine geraume Zeit hatten wir uns in dem gastlichen Hause aufgehalten; wir wollten deshalb nicht länger verweilen. Und dies auch schon aus dem Grunde, weil sich bei unseren liebenswürdigen Wirtinnen noch anderer Besuch angekündigt hatte: der Bruder der Frau, der sie in allen geschäftlichen Dingen vertrat, denn sie selbst durfte sich natürlich nicht mit Männern in irgendwelche Geschäfte einlassen. Die rechtlichen und religiösen Vorschriften verbieten das.

Aber so ganz bedingungslos wurden wir nicht entlassen. Wir mußten erst noch fest versprechen, die Cousine unserer freundlichen Wirtin gelegentlich aufzusuchen, die im nahegelegenen Jezero wohnte. Viele Grüße an die lieben Verwandten wurden uns aufgetragen. Und immer wieder drückten uns die uns bis zur Treppe das Geleit Gebenden die Hand.

Am Haustor kamen uns Bruder und Onkel, der andere erwartete Besuch, schon entgegen. Beide waren echte Bosniaken: groß und breit. In ihren bunten, den guten Wuchs vortrefflich zur Geltung bringenden Trachten nahmen sie sich

prächtig aus, zumal jede ihrer Bewegungen von einer natürlichen und vornehmen Gemessenheit war, wie man sie so oft bei den Türken aller Bevölkerungsschichten zu finden pflegt.

Der nächste Morgen wir wollten unser Versprechen wahr machen — fand uns auf dem Wege nach Jezero. Die schäumende Mlwa ging es entlang, die aber rasch ruhiger und breiter wurde, bis sie sich zu einem stillen, schlammigen See gedehnt hatte, von dessen scheinbarem Ende romantisch ein schmucklos Dörfchen grüßte. Auf der Landstraße kamen uns truppweise muselmanische Frauen entgegen in ihren dicken, schwarzen Tuchmänteln. In absackenden, gelben Saffianstiefeln, die aussahen wie bei uns die Mäntelstiefeln, trotteten sie einher. Vorbei ging es am Friedhof, der am Dorfsende lag. Dann kamen die ersten Häuser. Kleine, barocke Mädchen mit fast bis zur Erde reichenden Kattunkleidern und dunkelblutrot gefärbten Haaren rannten neben uns her. Auch eine alte Zigeunerin, die man oft als Dienerin in türkischen Häusern findet, fehlte nicht.

Dicht am Wasser stand auch hier, wie überall, das Kafana. Eine überdachte Holzveranda war

Erster Frühling.

Schmucklos dehnt sich noch die Flur,
Und der Frost, der ungern scheidet,
Hat des Lenzes erste Spur
Neidisch rings mit Schnee umkleidet.

Aber aus den Furchen hier,
Hebt's sich wie mit leisen Schwingen ...
Ja, ich höre über mir
Schon die ersten Lerchen singen.

Und der kahle, braune Strauch
Dehnt sich in der Luft, der weichen,
Bald wird flüsternd Lenzeshauch
Durch den grünbelaubten streichen.

Und im Walde, still und dicht,
Seh' ich bunte Blumen prangen —
So als wär in Glanz und Licht
Schon der Lenz hindurchgegangen!

Erich Kets.

über den Seepegel gebaut in schönen, gefälligen Formen. Dort sah mit untergeschlagenen Beinen ein großer Teil der männlichen Bevölkerung des Ortes und schlürfte seinen Kaffee. Die jungen Leute rauchten ihre Zigaretten, die sie schnell und geschickt selbst verfertigten; die Alten ließen die Wasserpfeifen gurgeln.

Auf dem See selbst lagen ein paar Eibäume. Hier und da blickte ein Fisch an die Oberfläche. Unzählige Enten schnatterten, watschelten die Ufer hinan und verschwanden in den Höfen der mitten aus dichten Gärten lugenden Häuser.

Das gewünschte Haus hatten wir bald gefunden, denn wir hatten uns rasch die Dorfkinder durch kleine Geschenke zu Freunden gemacht. Ueber eine kleine Holzbrücke ging es über ein Seitenwässerlein hinüber, dann standen wir auch schon vor einem stattlichen Steinhaus, in das wir gleich darauf eintraten.

Dieses Dorfhaus war recht modern gebaut, wenigstens in seinem Inneren. Die tief herabhängende, braunschwarze Holzverkleidung fehlte. Es sah fast ganz aus „wie bei uns“. Ein kleiner Stöter schlug an, als wir in den eingezäunten Hof schritten, der an Ordnung und Sauberkeit manches zu wünschen übrig ließ. Dann ging's ins Haus. Mein Wenich zeigte sich. Im Erdgeschoss hatte man Hegen- und Schaffställe eingerichtet. Hinter diesen lagen die Stuben für die Knechte, große und lustige Räume, in denen

die landesüblichen Liegebänke nicht fehlten, doch waren sie hier recht einfach; aus rohem Holz geflüchelt, mit Mattentissen und Wolldecken belegt.

Als wir die Treppe zum oberen Stockwerk hinaufsteigen wollten, überholte uns ein etwa zwölfjähriges, rotthaariges Mädchen. Sie lief uns voraus und kündete den Frauen des Hauses unser Kommen an.

Ein großgewachsenes, jamaikanisches, etwa sechzehnjähriges Mädchen mit hellrotem Haar, das in zwei lange Zöpfe geflochten den Rücken herabfiel, streckt uns erfreut, aber doch ein bißchen verlegen, die reich mit Ringen geschmückte Hand entgegen, als wir die letzten Treppenstufen hinter uns haben. Ihr Gesicht ist stark sommerprossig; dafür aber hat sie wunderschöne, große, lachende Braunaugen, die außerordentlich sympathisch wirken.

Wir befinden uns im Hause des angesehensten Händlers des Ortes, eines nach den örtlichen Verhältnissen reichen Mannes, der sein Geschäft mitten im Dorf, unmittelbar an der Hauptstraße, betreibt.

Wir bestellen unsere Grüße. Das macht gleich zutraulicher und ungezwungener. Dann besetzen wir die Empfangsstube für den Damenbesuch des Hauses. Wieder grüßen uns die schönen, großen Fenster, unter denen die Polsterbänke laufen. Vor den Fenstern fehlen jedoch diesmal die Holzgitter. Man ist in dem Hause, in dem wir uns jetzt befinden, moderner, und hat einfach mit weißen Lackmalen die Fensterscheiben abkariert. Hineinschauen kann keiner, aber hinaus sieht es sich trotz der Lackmalen immerhin noch ganz gut.

Und ein Blick aus den Fenstern dieses Hauses ist ein Genuß! Eine wunderbare Gebirgslandschaft tut sich nach allen Himmelsrichtungen auf. Unserem Hause gegenüber, jenseits des Wassers, sitzen die männlichen Dorfbewohner beim Kaffee. Unser junges Fräulein kennt sie alle; sie nennt uns die Namen der Alten und der Jungen. Es ist ja auch noch gar nicht solange her, daß sie mit den anderen Dorfkindern zusammen unten am See spielte. Unter den schmucken, sezbedeckten, braunen Gesellschaften sitzt auch ihr Bruder. Sie zeigt ihn mir und bringt mir dann von der Wand eine Photographie, die einen strammen Türken hoch zu Hof darstellt. Den soll ich ihr unter den Männern draußen heraussuchen. Gleich dieselben für mich fast alle gleich ausschauen, habe ich dennoch das Glück, den richtigen zu bezeichnen; es ist ihr Bruder.

Dann macht mich meine abendländische Bekehrerin auf einen prächtigen, jungen Burischen aufmerksam, über den ich ihr meine Meinung sagen soll. Ach tue das in lobenden Ausdrücken. Da wird unser kleines Türkemädchen wie mit Blut übergossen. Und ihre schönen Augen erglänzen noch einmal so hell, als ich den besagten Jüngling für den stattlichsten unter seinen Altersgenossen erkläre.

Schon beim Eintritt in das Haus war mir sein modernes Gepräge aufgefallen. Dieser Eindruck bestätigte sich, je länger ich in ihm verweilte. Hier war der Ansturm der neuen Zeit nicht so siegreich zurückgeschlagen worden wie in dem ehrwürdigen Ammanhaus zu Zajec. Am Fenster hingen englische Tüllgardinen. Sogar ein paar Stühle mit Rohrflößen und Lehnen fand sich vor. Das alles wollte mir aber nicht recht in den behaglichen, sonnigen Raum hineinpassen.

Ein Gespräch war rasch im Gange. Das Hausdöckerchen erzählte uns, die Mutter sei mit der Schwiegertochter ins Grüne gegangen, da das Wetter so sehr schön sei und einige Nachbarinnen schon lange um einen Spaziergang ins Freie gebeten hätten. Ach erfuhr da auch gleich, daß der Bruder verheiratet sei, und, der Sitte gemäß, mit seiner Familie im Hause des Vaters wohne.

(Schluß folgt.)

Der Arbeitslose.

Von Robert Grätzich.

Es war wie immer, von der Tür des Arbeitsnachweises bis zur Straßenn mitte erstreckte sich ein düsterer Menschenstrom. Je näher der Zeiger der Mathausuhr zu Mcht hin anfrückte, desto stärker schwoh der Schwallen an, desto lebendiger wurde die Anammlung. Alte, weise Männer trafen unruhig von einem Bein aus andere. In den Mienen der Jungen, Köstunmsfähigen aber lag die Frage: Ob's heute was gibt?

Und wie immer, wenn's acht Uhr schlug, rühr ein Kolladen knarrend empor, ein bärbeißiger Beamter öffnete die Tür des Arbeitsnachweises, und die Angestammelten drängten hinein, ungestört wie eine Herde, die zum Futterplatz stürmt.

Wie immer flogen zwei Schalter empor, Totenstille entstand, unterbrochen von der Stimme eines Beamten: „Ein Schied gesucht!“ Ein kurzes Trängen und Würgen. Dann wieder die Beamtenstimme: „Lohn nichts angesetzt!“ Wieder einen Augenblick Totenstille, ein Zucken über hundert Gesichter. Dann gleitet wiederum ein Menschenstrom durch die Tür, hinaus auf die Straße. . . . Wie immer.

Und wie immer löste sich Heinrich Baumgärtel von dem mürrischen Trupp. Hängender Kopfes schritt er in den Morgen hinein. „Wieder nie“, murmelte es in ihm. Wie jeden Morgen seit drei Wochen. Schneige Kälte, feuchte ihm die Hänge, wie er in den ausgefahrenen, rissigen Schuhen den üblichen Weg schürte.

Er sah kaum hin, als er am Bureaufenster der Metallindustrie vorbeizog. Die Scher der Nachweistafel waren leer. Nichts angelegt.

„Nichts angelegt“, meinte auch der Bureauemann im Bureau des Bauarbeiterverbandes. „Du wirst wohl abreisen müssen, Kollege Baumgärtel.“

Der Rebel des Wintermorgens sentte sich auf die Straße. Vor den Ankerentafeln des Generalanweisers standen Tugend, Lobten die Augen fragend auf das bedruckte Papier. Wohin? Und ein rückenkrummer Mann hob die Augen in die Schneelut empor, während er murmelte: „Wenn wenigstens Schnee schipper gebraucht würden. . .“

Natürlich, wenigstens Schnee konnte man dem Winter verlangen! Baumgärtel schürte weiter und Ingte zum Himmel. Schnee, daß die Straßen verwehten; Schnee, daß die Telegraphendrähte unter der seuchten Last röhren wie Windfäden; Schnee, viel Schnee, daß die Dächer ächzten.

Ein Gefühl von Zorlosigkeit wallte in ihm auf. Nur einmal schreckliches Schneewetter. Wo man da nach Arbeits Händen schieren würde! Und auf den Schnee sofort Lamwetter! Ein Lamwetter, das Wege aufriß, das den Strom zu einem Meer machte. Wer müßten ein stürzen, Bäume krachen und die Willen am Meer davonschwimmen.

Baumgärtel lächelte fast, als wiese ihn ein schöner Traum. Er merkte nicht, daß in der Nähe Kluswasser rauschte. Erst als sein Fuß gegen einen Werring stieß, schraf er aus seiner Verkommenheit.

Pumpe stohlenszillen schauteten an der Wiermauer. Barrieren grenzten das Wiergelände nach der Straße hin ab. Hinter den Barrieren zogen wellige Erdlinien übers Wierplateau; dunkle Holzgerüste erhoben sich über irisch ausgemauerten Manalshächten; der Schall der Herte und Spitzhaden klang in die Winterstille.

Baumgärtel stieg über die Manale, die er im Herbst selbst mit gegraben, über die Erd

bauch, die Löcher und Schächte, die metertief in die Erde hinein ließen.

„Aber Baumgärtel“, sagte der Bauleiter und machte eine unwillige Geste, als er den Mann mit fragenden Augen im erfrorenen Gesicht über den Manalbau freigen sah. „Ich habe Ihnen ja vorige Woche schon gesagt: wir brauchen niemand mehr, Baumgärtel. Sie leben ja, bloß die Zimmerleute haben in den Schächten noch ein bißchen was abzuhütten. Dann ist auch das aus!“

Die angetretenen, rissigen Schuhe schlurften wieder stadterwärts. Traumbögen irrten und hinwetten in Baumgärtels Gedanken. Der Frost zog über den Rücken mit den herausgearbeiteten Schulterblättern. Lamwettere ihm allmählich warm: ja natürlich, immer schönes Wetter mußte kommen. Schnee, schwacher, wenigstens Sturm dazu, der die Dächer abhebe und Telegraphendrähte knickt. Ja würden Hände gebraucht! Der Ankerentafel „Aber Stellen“ wurde zum Klagen voll ihm. Und man würde auch ihn verlangen, der Baumgärtel. Er würde nicht mehr mit Arbeit litten müssen. Schon würde man betteln! Briefe wurde er schreiben: „Bitte, kommen Sie wieder zu mir, Herr Baumgärtel. Ich habe für Sie ein Jahr lang zu tun, wie ich Sie im Herbst auch nicht entlassen hätte, wenn die Arbeit nicht alle abgerissen wäre.“

Baumgärtel schmunzelte. Schnee, Sturm, schwacher. Die Gedanken kreisten in ihm über harter Wein. Wenn's eben nichts mehr zu tun gab, mußte Zerliches frachen! Zum Beispiel wenn ein Schwächer kommt! Der Manalbau wäre gleich wieder hin! Die halbfertigen Schächte würden einfüllen, die Manale würden. . . .

Ein heißer nahender Strom rief durch Baumgärtel's romanischen Leib; er erdrat bei einem eigenen Gedanken: wenn man die Manalbau einbrachte, wenn man

Wann! Baumgärtel atmete tief. Er würde ihm heiß in der Zunge. Die gewaltigen Gedanken hatten sich zst. Er würde sie nicht einmal los, als er gegen Witterg in der Volkstude hinter einer Orstendrüsel sah. Wenn zum Beispiel der Schnee nicht kam? Dann mußte der Baumgärtel fort. Auf die Landstraße. Ob nach Osten oder Westen wußte er nicht. . . . Aber das wußte er: durch den Manalbau lief ein fünf Zentimeter starkes Wasserrohr. Wenn man das zerbrachte, stand der Kanal unter Wasser.

Baumgärtel schritte, auch als ihn wieder die kühle Straßenluft umfließte. Die angetretenen Schuhe schlurften den üblichen Nachmittagsweg: vorbei am Arbeitsnachweis, am schwarzen Brett der Herberge zur Heimat, am Ankerentafel des Generalanweisers. Weder sollte noch stummer plagten ihn: sogar die überall gleichlautende „Nichts angelegt“ verriachte heute dem Baumgärtel keinen Stich. Eine Hoffnung wußte, eine Katastrophe. Er brauchte nur zu wollen. . . .

Der Winterabend dämmerte herein, Laternenlichter blühen auf, und Baumgärtel irrte in der Nähe des Ankers umher. Wenn er einen ebenen Weg zum Manalbau hinüberwari, begann hinter seiner Stirn ein Gedankenknäuel schneller zu kreisen: die Wasserleitung demolieren, Schächte unter Wasser setzen, ein paar Wochen Arbeit, nicht auf die Landstraße. . . .

„Das ist doch Baumgärtel.“

Er fuhr herum. In seinen Mienen war ein Zittern. Schon ein Polizist? Nein. Zwei Mann standen vor ihm. Zwei vom Manalbau drüben.

„Ach so, Sie!“ Baumgärtel's schredblaues Gesicht bekam wieder eine matte Note. „Was hat zu dem hünen Pfister an 'n Jüngern?“

Mauerer Straupe hob eine verbundene Hand in Prüfprobe. „Na, mein Lieber, 's ging noch mal 'n bißchen heiß her beim letzten Mocher heute. Na, aber wenigstens is jetzt der Hauptkonflikt.“

„Na, bald is ganz Zschuß, aber fertig is eben fertig“, fuhr der andere dazwischen. „Die Stadt mag nun endlich was anderes anfangen lassen. 's neue Mathaus oder die Realstraße.“

Ein Traumbögen irrte heran. Straupe rief ein, sein Stolge hinten nach, langsam, mit ummender Mann. Auf dem Perron wandte er sich nochmals nach Baumgärtel um. „Macht mir mal richtigen Strach in der Arbeitslosenverammlung übermorgen, daß der Stadtrat.“

Baumgärtel sah dem Wagen nach, bis das errönde Licht ab seiner Luftleerer Punkt zu ihm drinnen verdrwand. Aber in den Ehren der Mocher-herg's noch immer. „Macht mir mal richtigen Strach in der Arbeitslosenverammlung übermorgen!“

Baumgärtel nickte ab da. Gemein. Wenn er es aber nicht im Sinn? Dann kam ihm langsam ein Gedanke in den Sinn, die Hölle zu bauen.

„Schonmal wußt, hatte ich dabei ganz recht“, immer gelobt, und er, der Baumgärtel, wollte die Hölle wieder zerstören. Er mußte er anderen hatten sich also gemeldet nach einden, damit die Stadt endlich eine anständige Manalbau freigeht; sie hatten sich gemeldet, damit Straupe das Wierwasser von den Straßen weghebe und damit auch er, der Baumgärtel, sich nicht mehr über den Strauchschmutz hängen zu brauchen brauchte.

Der Mann ohne Arbeit Hood sah mit verdammtem Überdruß gegen den Himmel emporwärts. Keine Gedanken behielten in ihm: natürlich, die Stadtkommunung mußte keine Arbeit ansetzen lassen. Es war nicht für die Erwerbner, das war nicht für Baumgärtel, das war nicht für alle Arbeitslosen. Einen Augenblick lang kam ihm das fünf Zentimeter starke Wasserrohr wieder in Erinnerung. . . . Er suchte nach durch Baumgärtel's Adern, hervorsteht der seit Wochen angehaltenen Angramm und rief ihm die Stadt aus Gedächtnis: „Macht mir mal richtigen Strach in der Arbeitslosenverammlung!“ Mocher und Straupe denn schon schritten die rissigen, ausgefahrenen Schuhe stadterwärts.

Drei Tage später sah Stadtrat Wener beim Bierbr staffee. Er rührte den Köffel in der Laffe und las mit gerungelter Stirn den Bericht des Mocher's über die Arbeitslosenverammlung.

. . . noch ärger jedoch ankamte sich der zweite Zschußkonflikt: Wenn der Stadtrat nicht endlich neue Arbeiten vornehmen lasse, treibe er die Arbeitslosen zum Verbraten. Ob der Mat vielleicht warien wolle, bis ein paar verzweifelte Arbeitslose irgendeine stadliche Anlage demolieren? Leider fanden diese Hebertreibungen eine geradezu harmlose Zustimmung seitens der Versammelten. . . .

Stadtrat Wener reichte das Matt seiner Aron mit gestrecktem Finger. „Lies bloß mal Vili! Ohne alle Gefittung, diese Arbeitslosen. Das müssen doch gar keine richtigen Menschen sein, Vili.“

Und Stadtrat Wener machte sich mit silbernem Köffel topfhammernd über ein Stück Zahnerforte her.



Rechenkunftsstücke.

Erteilen eines Geburtstages. Man legt die Datumszahl des Geburtstages verdoppelt, hierzu 5 addieren, die Summe mit 50 multiplizieren, und die Monatszahl hinzuzählen. Das Ergebnis dieser Berechnung läßt man sich nennen, zieht davon 250 ab und kann jetzt das gesuchte Datum angeben. Die beiden ersten Ziffern von rechts nach links bezeichnen den Monat, die übrig bleibenden Ziffern geben den Tag an.

Beispiel: Nehmen wir an, der 25. Dezember sei der gedachte Geburtstag: $25 \times 2 = 50 + 5 = 55 \times 50 = 2750 + 12 = 2762$. 250 = 2512. Das bedeutet 25. XII.

Die umgekehrte Jahreszahl. Welche Jahreszahl im 20. Jahrhundert kann man auch umgekehrt richtig vom Blatt ablesen?

Lösung: 1961. (Die auf dem Kopf stehende 9 wird zur 6, die 6 zur 9, die 1 bleibt in der Schreibschrift unverändert.)

Angabe einer heimlich gewählten Multiplikationszahl. Die Zahl 37 läßt man mit einer Zahl des Dreier-Einmaleins, also nach Belieben mit 3, 6, 9, 12, 15, 18, 21, 24, 27 multiplizieren und erbittet Angabe des Produkts. Es ist hiernach ein leichtes, sofort die Zahl zu nennen, welche für die Multiplikation gewählt wurde.

Erklärung: Wurde die gegebene Bedingung erfüllt, so ist das Ergebnis stets ein Produkt von gleichen Zahlen. Eine dieser Zahlen multipliziert man mit 3 und bekommt hierdurch die Ziffer, welche der andere im Geheimen für die Multiplikation wählte.

Beispiele: $37 \times 27 = 999$; $9 \times 3 = 27$; $37 \times 3 = 111$; $1 \times 3 = 3$.

Spielfoldaten und Soldatenspiele. Das Innere der Eltern spiegelte sich von jeher in den Spielen der Jugend wider. Der Knabe, der den Vater in den Krieg ziehen sah, wollte es ihm gleichen, ein Wunsch, dem gern Vorschub geleistet wurde, denn je früher sich der Knabe im Kriegshandwerk übte, desto früher war er geschickt, den Vater zu unterstützen, oder seinen vielleicht schon leergewordenen Platz auszufüllen. Und so spielten die Knaben Soldaten. Erst mit Figuren aus Ton, dann mit hölzernen Mittern zu Fuß und zu Pferde, mit dazugehörigen Soldaten, die die ritterlichen Herren unterstüßten, und die in zwei Parteien aufgestellt wurden. Die älteste uns erhaltene Darstellung solcher Figuren hat die Heiligtum Herrard von Landsberg, die im 12. Jahrhundert lebte, hinterlassen. Kunstvoller als die etwas ungelungenen Zeichnungen der Heiligtum sind ein paar Ritter in voller Ausrüstung, die ein Holzschnitt von Burkmar aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts zeigt. Der Holzschnitt stellt die Jugendspiele Kaiser Max I. dar, und ist in den Illustrationen des Weiskunig enthalten, in dem seine Jugend geschildert wird. In der Mitte des 17. Jahrhunderts fertigte der Vater des Tiermalers und Kupferstechers Joh. Elias Ridinger Soldaten aus Papiermasse, und ließ auf diese Weise ganze Schwadronen Kürassiere, Dragoner und Husaren entstehen, vergaß auch nicht, seine kleine Heere mit der nötigen Feldausrüstung zu versehen, mit Kutschen, Sänften, Proviantwagen usw. Da es noch keine einheitliche Uniformierung der Soldaten gab, wie sie später üblich wurde, so wurde die Bemalung der Puppen nach Ulmer, Nürnberger und Augsburger Trachtenbüchern vorgenommen. Wie es noch jetzt der Fall ist, verfehlten die politischen Tagesereignisse nicht ihre Wirkung auf die Spielwarenfabrikation auszuüben. Die erfolgreichen Kriege Friedrichs des Zweiten ließen zahllose Heere von Pietenschon Husaren und Seidlitzschen Kürassieren entstehen, die, nachdem inzwischen die Anfertigung von Zimm-

and Pleisoldaten erfunden war, von Nürnberg aus in die Welt marschierten. Ein Kupferstück von Nosenberg aus dem Jahre 1796 zeigt einen Berliner Spielwarenhändler, der auf den Straßen umherziehend, bewegliche Soldaten verkaufte. Dann waren es Napoleons Kriege, Siege und Niederlagen, die den Spielzeugfabrikanten Stoff zu neuen Darstellungen lieferten. Nach diesem Rezept wird noch immer verfahren, mitunter nicht sehr geschmackvoll. So erinnere ich mich, daß in meinen Kinderjahren die Hinrichtung eines Mörders in einem beweglichen Spielzeug sehr naturalistisch dargestellt wurde, und unter den Kindern viele Käufer fand. Aber auch weniger blutige Tagesereignisse werden von den Spielwarenfabrikanten benutzt, man denke nur an die verschiedenen Luftschiffe, die neuerdings entstanden sind.

Während das Soldatenspiel mit Figuren ein Zeitvertreib für die unglückliche Witterung war, die die Kinder aus Zimmer fesselte, standen sich die Knaben ebenso gerne Mann gegen Mann als Kämpfer gegenüber. Sie bildeten Parteien, die sich mit solcher Entschiedenheit befehdeten, daß man das Treiben der jungen Hähne manchmal einzudämmen gezwungen war. So mußte der Mal von Freiburg im Neckland 1409 energisch die improvisierten Schlachten verbieten, die sich die deutsche und französische Jugend lieferte. Zur Zeit des Bauernkrieges hing die Schuljugend von Mühl an, sich auch gegenseitig zu betreiben, nach Hermann von Weinsberg berichtet, daß es dabei heiß hergegangen ist, und viel blaue Kleide und blutige Köpfe fekte. Am würtembergischen Orte Weibingen pflegten die Schüler am Georgstage in zwei Parteien, die Gemmingischen und die Scherelschen geteilt, auszugehen, und sich mit ihren hölzernen Säbeln hart zu betämpfen, bis eine Partei gesiegt hatte, und alle, Sieger und Besiegte, mit Wein und Wecken gelabt wurden. Da Schreien mit Armbrüsten und Bögen war allenthalten sehr beliebt, und wurde in der Schweiz von den Behörden durch Verteilung von Armbrüsten und Aussetzung von Preisen unterstützt. Solche kriegerischen Spiele der Knaben finden noch heute in der Schweiz den Beifall und die Förderung der Behörden, woraus aber kein Schluß auf den friedlichen oder unfriedlichen Sinn des Volkes zu machen ist.

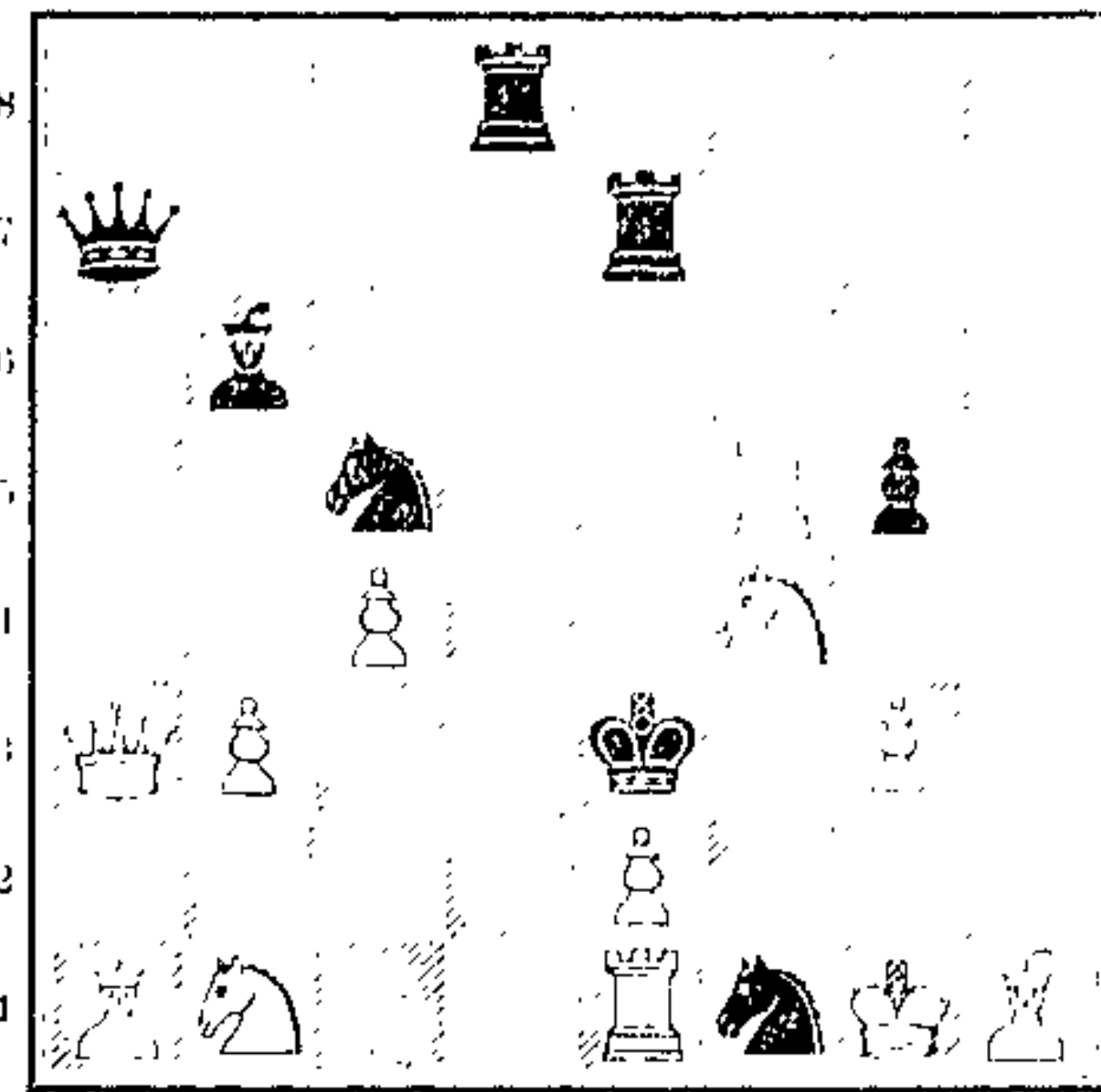
Ein einfacher Akkumulator. Einen einfachen Akkumulator ohne Chemikalien kann man sich leicht und billig auf folgende Weise herstellen. Man schneidet vier Streifen, nennen wir sie A, B, C, D, aus Stannum. Streifen A ist ungefähr 6 Meter lang und 10 Zentimeter breit, B ist 4,8 Meter lang und 7 Zentimeter breit, C ist 3 Meter lang und 10 Zentimeter breit, D endlich ist 2,4 Meter lang und 7 Zentimeter breit. Ein gewöhnliches Batterieglas, ein halbes Pfund künstlichen Graphits, einige Gummibänder und zwei Stücke blanken Kupferdrahtes, die wir wieder der Untercheidung halber mit E und F benennen, der eine E 10 Meter, der andere F 5 Meter lang und ein Kohlenstab, wie er in Vogenlampen benutzt wird, ist neben Wasser alles, was zur Zusammenziehung des Akkumulators noch nötig ist. Die Streifen B und D werden ausgebreitet, reichlich mit Wasser besprengt und dann mit Graphit eingestäubt. Durch Ueberstreichen mit der Hand wird das überschüssige Graphit abgestreift, wodurch die Streifen das Aussehen von neuen Zinnplatten erhalten. Es genügt, nur die eine Seite der Streifen mit Graphit zu bedecken. Nun wird Streifen A, der unbedeckt bleibt, ausgebreitet und mitten darauf Streifen B gelegt, so daß die Mäander von A frei bleiben und die Enden gleichweit über die Enden von B hinausragen. Draht E wird nun von einer Ecke des Streifens zum anderen in der Diagonale ausgespannt, wobei er 50-60 Zentimeter über die Enden hinausgeht. Hierauf wird der feine Graphitbelegung enthaltende Streifen C ausgebreitet und mit dem graphitierten Streifen D und dem Draht F belegt. Der so zusammengebaute Streifen wird nun, die ungraphitirte Seite nach unten, auf den ersten Streifen gelegt, derart, daß die Längsränder von C mit jenen von A zusammenfallen. Das überschüssige Ende des Drahtes E wird um den Kohlenstab gewickelt, hierauf der Kohlenstab quer über das zugehörige Ende des Streifens B gelegt, so daß gute Verührung mit dem Graphit stattfindet. Ungefähr 30 Zentimeter des Streifens A stehen von der Stelle des Kohlenstabes über. Das überschüssige Stück des Streifens A wird über den Kohlenstab geschlagen, letzterer als Spule benutzt und unter Druck nach vorwärts gerollt. Derart werden die sämtlichen Streifen samt Drahten fest aufgewickelt, so daß sie zusammen einen festgefügteten weissen Zylinder bilden. Zwei oder drei darüber geschobene Gummibänder halten das Ganze fest zu-

sammen. Das freie Ende des Drahtes E tritt an derselben Seite des Zylinders aus wie der Kohlenstab mit seinem Drahtende. Hierauf wird der Zylinder mit den freien Drahtenden nach oben in das Batterieglas gesetzt und letzteres bis auf einige Zentimeter vom oberen Zylinderende mit Wasser gefüllt.

Der so hergestellte Akkumulator kann, wie die „Zeitschrift für Schwachstromtechnik“ angibt, von einer gewöhnlichen Batterie geladen werden, indem der Zinkpol der letzteren mit dem Kohlenstab des Akkumulators und der Kohlepol mit dem Kupferdraht des letzteren verbunden wird. Nach 15 bis 20 Minuten soll der Akkumulator von der Vadebatterie abgetrennt werden, worauf er auf einige Minuten einen Strom, nicht viel schwächer als der Vadestrom, abgibt. Bei offenem Stromkreis hält die Ladung mehrere Tage vor. Wie andere Akkumulatoren, erholt sich auch der beschriebene nach einer teilweisen Entladung wieder bis zu einem gewissen Grade. Die erhältliche Gesamtenergie bleibt natürlich wie bei anderen gegenüber der bei der Ladung aufgewendeten zurück.

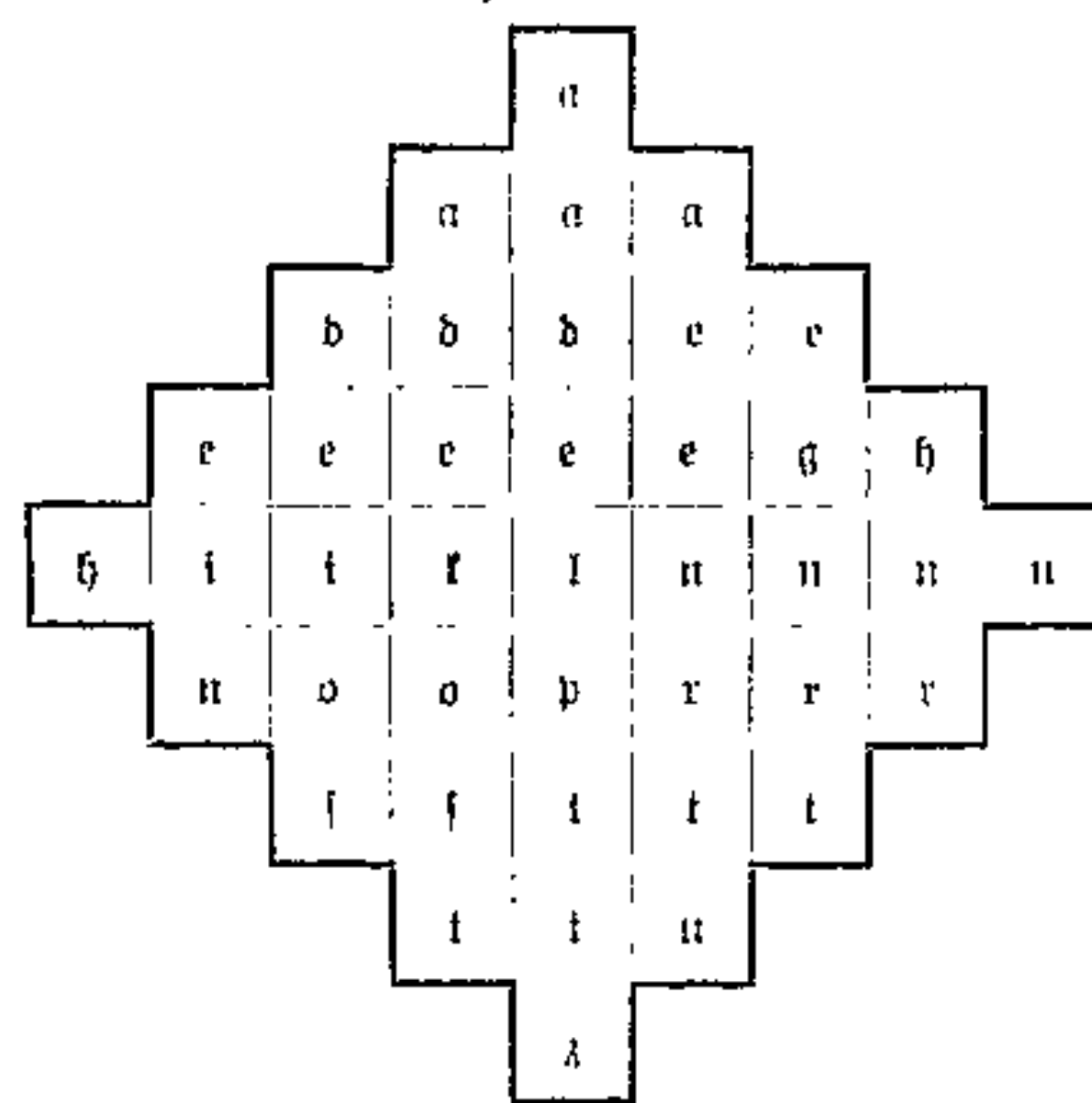
Schachaufgabe.

(Von Max C. Böhle, Rein Hof.)
Schwarz ist zu ziehen



Weiß (12 Steine).
Weiß zieht an und setzt in 2 Zügen matt.

Kapitelrätsel.



Die einzelnen Buchstaben sind so zu Wörtern zu ordnen, daß die senkrechte Mittelreihe den Namen einer Gruppe von Hochsommerlagen ergibt. Die einzelnen Reihen bedeuten: 1. Buchstabe, 2. Tonart, 3. Nahe Verwandte, 4. Griechisches Längennmaß, 5. Seltenes Mineral, 6. Tier, 7. Gewinde, 8. Lateinische Bezeichnung für „Ja“, 9. Buchstabe.

Auflösung der Schachaufgabe. (4)

1. Lh5--f7! 1. Kd3 -c3. 2. Sd4+c6 Schach. 2. K1 b1 oder d3. 3. Se6-c5 matt.
1. ... 1. Kd3-e4. 2. Se2-b4. 2. Ke1 e3. 3. Tg2-e2 matt.

Auflösung des Magischen Quadrats.

E	B	E	R
B	A	S	E
E	S	A	U
R	E	U	E

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

* Wir entnehmen die abgedruckten Kunststücke und Scherze einer den Liebhaber gewiß interessierenden Sammlung Hermann Pfeiffer's „Das Buch der Probleme, Kunststücke und Gesellschaftsscherze“ (Weizig, Verm. Zieger. Preis 4 M.), das auf nahezu 400 Seiten allerlei gesellschaftlichen Kurzweil bringt. Wir finden in dem Buche Zusammensehspiele, Papierkonstruktionen, zeichnerische Konstruktionsaufgaben, Teilungsprobleme, Streichholzspiele, Münzspiele, Kartenkunststücke, rechnerische Probleme, Geduldsproben, Kraftprobleme, physikalische Täuschungen, Verierscherze usw. in reicher Fülle. Die meisten Probleme sind durch beigegebene Zeichnungen erläutert. Wer sich mit dem Inhalt des Pfeiffer'schen Buches vertraut macht, wird in froher Gesellschaft keine Kenntnisse anbringen können. Dabei ist noch zu bemerken, daß die Sammlung, die Pfeiffer mit anerkanntem Fleiß zwei Jahrzehnte hindurch zusammenggetragen hat, auch vollständig manches Interessante bietet. D. Red. d. „R. W.“